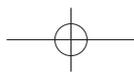
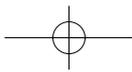


Margret Nissen
Sind Sie die Tochter Speer?





MARGRET NISSEN

UNTER MITARBEIT VON
MARGIT KNAPP UND
SABINE SEIFERT

Sind Sie die Tochter Speer?

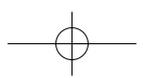
Deutsche Verlags-Anstalt
München

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte
bibliografische Daten sind im Internet über
<<http://dnb.ddb.de>> abrufbar.

© 2005 Deutsche Verlags-Anstalt, München
Alle Rechte vorbehalten
Gestaltung und Satz: DVA/Brigitte Müller
Lithografie: Reproline Genceller, München
Druck und Bindearbeiten: Friedrich Pustet, Regensburg
Printed in Germany
ISBN 3-421-05844-X

INHALT

7	Vorwort
11	Warum jetzt?
15	Kindheit am Obersalzberg
35	Flüchtlinge in Oehe
43	Jugend in Heidelberg
90	Vater im Gefängnis
107	Die Briefdirigentin
135	Zwischenstation Bagdad
149	Der fremde Vater
161	Chicago
173	Der innere Bruch
183	Mein Weg zur Fotografie
206	Wie sehe ich es heute? Obersalzberg, 59 Jahre später
223	Dank
225	Text- und Bildquellen
227	Über die Mitautorinnen



VORWORT

Wie lebt man als Tochter von Albert Speer? Margret Nissens Erinnerungen, die sechs Jahrzehnte umspannen, entstanden aus Gesprächen, die wir seit Februar 2003 mit ihr geführt haben. Sie war in dieser Zeit erstmals bereit, über ihr Leben zu sprechen; wir zeichneten ihre Erinnerungen mit dem Rekorder auf und brachten sie gemeinsam in die schriftliche Form. Der frische, direkte und offene Ton, in dem Margret Nissen erzählt, entspricht ihrem Naturell und sollte auch im Schriftlichen so weit wie möglich erhalten bleiben. Im Lauf des langen Prozesses stellten sich manche Fragen neu, wurde manche Episode in ein anderes Licht gerückt – das Verhältnis zu Albert Speer blieb ambivalent: auf der einen Seite stand die geliebte Vaterfigur der Kindheit, auf der anderen einer der führenden Köpfe des verbrecherischen »Dritten Reiches«.

Erzählt wird ein Lebenslauf, der vom Weg des Vaters, Hitlers bevorzugtem Architekten und letztem Rüstungsminister, geprägt war. Als junges Mädchen fürchtete sich Margret Speer vor der Frage: Sind Sie die Tochter Speer? Sie heiratete früh, verbrachte einige Zeit im Ausland, im Irak, in Amerika, um schließlich nach Deutschland zurückzukehren, nach Berlin. Hier fand sie spät zu ihrem Beruf: der Fotografie.

Im Laufe der Gespräche mit Margret Nissen reisten wir zum Obersalzberg, wo sie ihre ersten Lebensjahre verbrachte. Wir begaben uns gemeinsam auf die Spuren der frühen Kindheit, die sie als besonders idyllisch in Erinnerung behalten hatte und die einen harten Kontrast bildet zu dem, wofür der Obersalzberg sonst steht: Enteignung der Bauern

und nationalsozialistische Landnahme, Zwangsarbeiter, »privater Amtssitz« Hitlers, Renommierobjekt des NS-Regimes vor alpiner Kulisse. Mit der Geschichte des Nationalsozialismus, in die ihr Vater nicht einfach nur verstrickt war, sondern die er maßgeblich mitbestimmte, wollte sich Margret Nissen lange Zeit nicht beschäftigen.

Geht das? Es geht. Es geht sogar, wenn man als Fotografin für eine Institution wie die Berliner »Topographie des Terrors« arbeitet. Aber es geht anders, als man sich das vorstellen mag. Ihr Name, ihre Herkunft war ja nicht zu leugnen. Der Vater saß zwanzig Jahre im Gefängnis; er hatte ein Schuldbekenntnis abgelegt. In seinem Fall gab es also nicht wie in vielen anderen deutschen Täter- und Mitläuferfamilien noch etwas aufzudecken, keinen Mantel der Harmlosigkeit zu lüften. Der Befund war alles andere als harmlos; welches junge Mädchen würde gerne sagen: Mein Vater ist ein »Hauptkriegsverbrecher«, wie die Angeklagten von Nürnberg bezeichnet wurden. Was die äußeren Fakten angeht, hatte Margret Nissen also keine Chance, die Vergangenheit zu ignorieren. Trotzdem beschäftigte auch ihre Familie die bange Frage: Wieviel und was hat Albert Speer gewußt? Seinen Angehörigen erklärte er, »ich hätte es wissen können«. Eine sibyllinische Antwort, die immer noch ein kleines Fragezeichen setzt und den vagen Hoffnungsschimmer an den Horizont malt, vielleicht habe er ja doch nicht gewußt, was er in seiner Eigenschaft als einer von Hitlers Ministern hätte wissen müssen. Zumindest hat er es nicht wissen wollen. Und nur dafür hat er die Verantwortung übernommen.

Kein einfaches Vermächtnis für die Tochter. Der Psychoanalytiker Tilmann Moser, der mehrfach Klienten aus Täterfamilien betreute und sich mit diesem Thema in »Dabei war ich doch sein liebstes Kind« und anderen Büchern systematisch befaßte, behauptet, die Kinder der NS-Täter

hätten bloß zwischen »inquisitorischer Verstockung« oder kindlich-loyalem Schweigen wählen können. Margret Nissen hat sich für letzteres entschieden. Denn zu fragen fiel ihr schwer. Sie wußte einfach nicht, was sie hätte fragen können, sagte sie in den Gesprächen. Erschwert war die Position der Tochter dadurch, daß Albert Speer nach seiner Entlassung 1966 mit seinen »Erinnerungen« und den »Spandauer Tagebüchern« publizistische Erfolge erzielte und alles öffentlich beantwortet zu haben schien. Er konnte bis zu seinem Tod 1981 vor allem ein Thema: sein Leben im Nationalsozialismus, über das er mit allen redete, bloß nicht mit seiner Familie.

Der Sozialpsychologe Harald Welzer weist in seiner Untersuchung »Opa war kein Nazi« über die Weitergabe von Vergangenheit in der Familie darauf hin, wie wenig sich »Geschichtswissen und gelebte Erfahrung in Deckung bringen lassen«. Das Kind liebt seinen Vater in den meisten Fällen ganz zwangsläufig, und auch das Kind Margret Speer hat ihren Vater als liebevoll erlebt. Läßt sich dieser »Widerspruch zwischen dem Emotionalen und dem Kognitiven«, wie Welzer es nennt, überhaupt auflösen?

Zumindest läßt er sich thematisieren, und man kann ihn zulassen, aushalten lernen. Diesen Weg hat Margret Nissen nun mit über sechzig in Angriff genommen. Sie begann ihre weit oben im Schrank verstauten Briefe an den Vater hervorzusuchen, die sie nach dessen Entlassung aus dem Gefängnis zurückbekommen hatte, fing an, die Schriften ihres Vaters zu lesen, und sichtete ihr Fotoarchiv, das viele unveröffentlichte Fotos der Familie Speer enthält, von denen manche hier erstmals publiziert werden, gemeinsam mit den Fotos, die Margret Nissen als Fotografin vorstellen.

Heute weiß man, welche unterschiedlichen Wege die Kinder der Täter eingeschlagen haben: Martin Bormann, der Sohn von Hitlers Sekretär, wurde Lehrer und Priester,

Karl-Otto Saur jr., Sohn von Speers zeitweiligem Konkurrenten und Stellvertreter Karl-Otto Saur, widmete sich dem investigativen Journalismus. Klaus von Schirach, dessen Vater, der Jugendführer Baldur von Schirach, 1966 gemeinsam mit Albert Speer aus dem Gefängnis entlassen wurde, lebt als Rechtsanwalt in München. Wolf-Rüdiger Heß, der Sohn von Rudolf Heß, und Gudrun Himmler, die Tochter von Heinrich Himmler, führten im Internet einen verbissenen Kampf um eine posthume Ehrenrettung der Väter. Vor einigen Jahren erregten die Wut- und Haßtiraden des *Stern*-Redakteurs Niklas Frank gegen seinen Vater Hans Frank Aufsehen. Hier reiht sich Margret Nissens Leben auf eine leise und unspektakuläre Weise ein: sie suchte weder Rache noch Nachahmung noch ein religiös-soziales Ventil.

Ihre mit viel Offenheit erzählte Geschichte gibt persönliche Einblicke in die Art und Weise, wie sie mit ihrer Familiengeschichte früher umgegangen ist und wie sie heute damit umgeht. Das Buch folgt ihrer subjektiven Sichtweise in den verschiedenen Entwicklungsstufen.

Der Verlauf der Gespräche, die dem Text zugrunde liegen, war von verschiedenen Phasen geprägt, viele Widersprüche tauchten auf: die kleine Margret, die kindliche Bewunderung für ihren Vater hegte; die wütende Tochter, die es leid war, im Schatten ihres Vaters zu stehen; es gab Blockaden und Durchbrüche, nüchterne Einsichten, sentimentale Momente, Rückzugsmanöver und Befreiungsschläge, aber immer den Willen, dieses Projekt zu Ende und seine Ergebnisse zu Papier zu bringen. So deckt sich naturgemäß die Sicht von Margret Nissen auf ihren Vater oft nicht mit unserer distanzierteren Sehweise; unsere Aufgabe beschränkte sich auf die Rolle der Protokollantinnen dieser besonderen Vater-Tochter-Beziehung und Lebensgeschichte.

Margit Knapp, Sabine Seifert

WARUM JETZT?

Über die Zeit des Nationalsozialismus und über das Verhältnis der Deutschen zu Adolf Hitler, seinem Regime und dessen Massenverbrechen ist nach 1945 in den wenigsten Familien offen und kritisch gesprochen worden. Die Eltern haben geschwiegen, die Kinder haben nicht gefragt oder das Fragen aufgegeben.

Ich gehöre zu dieser Kindergeneration, auch ich habe nicht gefragt, doch jetzt ist es für Fragen zu spät, es ist niemand mehr da, den ich fragen könnte, alle Zeitzeugen um mich herum sind tot. Ich kann nur versuchen, mich selbst zu erinnern oder muß auf Geschriebenes zurückgreifen.

Ich bin 66 Jahre alt, glücklich verheiratet, habe vier Kinder, vier Schwiegerkinder und acht Enkelkinder, mein Leben ist ausgefüllt. Ich bin zufrieden. Ich habe in Berchtesgaden, Heidelberg, Bagdad und Chicago gelebt und wohne seit 33 Jahren in Berlin.

Ich interessiere mich für Architektur, Kunst, Kino, Theater, reise gerne, liebe Hotels, bin etwas faul, schlafe gerne, lese gerne, bin krimibegeistert, ich esse und koche gerne, gebe gerne Einladungen, nichts ist schöner als ein Pfälzer Schwips oder ein kleiner Kognak vor dem Einschlafen, ich bin neugierig, bin dickköpfig, kann witzig und humorvoll sein, mag keine Selbstgerechtigkeit, keine Lügen, keine Frömmerei, ich bin nicht eitel, nicht konsequent, nicht ehrgeizig, habe nicht genug Autorität (mit unserem letzten Hund ging ich zur Hundeerziehung, nach einigen Malen wurden wir beide nach Hause geschickt, mit dem Hund sei alles in Ordnung, nur mir fehle die Durchsetzungskraft). Ich habe

einen gesunden Menschenverstand, bin intelligent, aber nicht intellektuell, kann kratzbürstig sein; ich bin unternehmungslustig, meist fröhlich, bin sentimental, staple eher tief, »Macht« übe ich nur in der Familie aus, bin eher schüchtern, kann die Schüchternheit aber überspielen. Alles ist in Ordnung, mein Leben scheint normal verlaufen zu sein, ich habe gelernt, mit meinen Schwächen zu leben.

Einen Makel habe ich jedoch, der mich mein Leben lang begleitet. Ich habe einen Vater, der lange Jahre Hitlers favorisierter Architekt war, ihm schon früh seine Reichsparteitage wirkungsvoll gestaltete, seine »Neue Reichskanzlei« baute, der in seinem Auftrag begonnen hatte, als »Generalbauinspektor für die Reichshauptstadt« Berlin ohne jede Rücksicht umzugestalten, der seit 1942 als Hitlers Minister zu den mächtigsten Männern des »Dritten Reiches« gehörte, und der dessen Rüstung und Kriegswirtschaft bis zum Frühjahr 1945 lenkte: Albert Speer.

Seinetwegen habe ich nicht nur ein schlechtes Gewissen, mehr noch, seinetwegen fühle ich mich schuldig. »Sind Sie die Tochter Speer?« Vor dieser Frage fürchtete ich mich jahrzehntelang. Ich hatte früh geheiratet und war erleichtert gewesen, meinen Mädchennamen los zu sein. Doch auch mit dem neuen Nachnamen ging es immer nur darum: Wer weiß, wer ich bin? Wann kommt es heraus? Wann sage ich es oder behalte ich es für mich? Ich habe gelitten, statt mich zu wehren und mich mit meinem Vater auseinanderzusetzen. Ich wollte nichts wissen, habe nichts gefragt, ich habe nicht darüber gesprochen, ich wurde stumm, wenn es um diese oder ähnliche Gesprächsthemen ging.

Heute gilt man mit 66 Jahren noch nicht als richtig alt, aber man kann nicht negieren, daß der größte Teil des Lebens vorbei ist. Man beginnt zu sinnieren, was kommt jetzt noch, und was ist gewesen? Mein Leben ist ruhiger geworden, ich muß nicht mehr um die Liebe und die Bezie-

hung zu meinem Mann kämpfen, wir sind ein glückliches, zusammen gealtertes Ehepaar. Die Kinder sind erwachsen, haben eigene Familien, ich muß keine Entscheidungen mehr für sie treffen. Ich muß keine depressiven Phasen mehr durchlaufen, mich nicht mehr um Anerkennung bemühen, mit dem Alter werde ich gelassener und positiver, aber auch mutiger. Dieser neue Mut hat zu meinem Entschluß geführt, über mein Leben und über die Beziehung zu meinen Eltern nachzudenken und zu sprechen. Ich wollte damit nicht nur aus dem Schatten meines Vaters, sondern auch aus dem meiner älteren Schwester und meines Mannes treten und etwas Eigenes machen.

Als ich vor längerer Zeit eher beiläufig gefragt wurde, ob ich nicht in Form von Interviews über mein Leben erzählen wolle, sagte ich zum Erstaunen meines Mannes und meiner Kinder zu. Vielleicht würde es mir die Möglichkeit geben, mein Schweigen zu überwinden. Heute nenne ich es meine kostenlose Therapie.

Der letzte und eigentliche Anstoß für meine Auseinandersetzung mit meiner Familiengeschichte war die Ankündigung eines Fernsehfilmes von Heinrich Breloer über meinen Vater und Hitler. Auf Anfrage hatte ich eine Beteiligung strikt abgelehnt, weil mir das Projekt zu bombastisch erschien. Wir sind nicht die Familie Mann. Ich wollte nicht im Fernsehen erscheinen. Ich halte nichts davon, historische Personen der Zeitgeschichte von Schauspielern darstellen zu lassen; wie immer detailliert und vermeintlich »authentisch« das geschieht, man sieht doch nur Schauspieler. Privat war die Familie Speer bis dahin weitgehend unbehelligt geblieben, nun brach alles auf, unsere Familiengeschichte würde in die Öffentlichkeit getragen werden. Wenn dem schon nicht mehr zu entgehen war, warum sollte ich nicht selbst die Annäherung an mein Leben als »Tochter Speer« versuchen?

Ich wollte herausfinden, warum mein Leben weitgehend normal verlaufen ist, trotz der Belastung durch den Vater. Heute ist mir klar, daß meine Mutter eine viel wichtigere Rolle für meine Entwicklung gespielt hat als er. Gerade sie kommt aber in den Büchern meines Vaters kaum vor, und in den Arbeiten anderer Autoren wird man ihr überhaupt nicht gerecht. Vielleicht wollte mein Vater seine Privatsphäre und seine Familie möglichst aus der Öffentlichkeit heraushalten, aber eher denke ich, daß Familie für ihn nicht wirklich wichtig war.

Zum ersten Mal holte ich die Briefe heraus, die ich meinem Vater in den Jahren 1947 bis 1966 in das Spandauer Kriegsverbrechergefängnis geschrieben hatte. Ich habe seine Bücher, die ich früher nur überflogen hatte, endlich gelesen. Ich begann mich für ihn zu interessieren, nicht so sehr für die historischen Hintergründe, sondern mehr für sein Verhältnis zu seiner Familie und für sein Verhältnis zu mir.

Heute fühle ich mich in der Verantwortung, mir Fragen zu stellen und nach Antworten zu suchen, aber ich will mich nicht mehr schuldig fühlen für Dinge, an denen ich nicht selbst mitgewirkt habe – doch es gelingt mir nicht immer. Neulich saß ich neben einem befreundeten Wissenschaftler jüdischen Glaubens, wir sprachen über mein Projekt. Sofort hatte ich ihm gegenüber dieses Gefühl der Schuld. Warum habe ich ihn nicht gefragt, was er mir gegenüber empfindet, das müßte ich jetzt doch endlich können? Ich habe nicht gefragt.

Werde ich jemals erfahren, warum ein intelligenter, begabter junger Mann sich jahrelang mit Hitler und seinen Gefolgsleuten einlassen konnte, und warum er trotz all seiner Kenntnisse über das Unrechtsregime nicht vorher Konsequenzen gezogen hat? Warum mußte er ausgerechnet mein Vater sein?

Margret Nissen

KINDHEIT AM OBERSALZBERG

Es ist eine endlose Fahrt, die uns Stunde um Stunde weiter vom Obersalzberg entfernt. Ich sitze am Fenster in einem Auto und starre in den Nachthimmel.

An diesem Tag ging meine Kindheit am Obersalzberg zu Ende. Was ich bislang kennengelernt hatte, war ein Leben in der Natur. Diese ländliche Idylle verließen wir im April 1945 fluchtartig, und niemand von uns sechs Kindern wußte so recht, wohin die Reise führte. Für jeden von uns mochte die Fahrt etwas anderes bedeuten. Niemand kann als Erwachsener mehr genau sagen, was in solchen Momenten in Kinderköpfen vorgeht. Wir verließen das Paradies unserer Kindheit.

Ich wurde am 19. Juni 1938 in Berlin geboren und verbrachte dort meine ersten Lebensmonate. Mein Vater hatte 1935 im Villenviertel Berlin-Schlachtensee für die wachsende Familie ein Haus gebaut, von dem meine Mutter immer sagte, daß es ihr liebstes Haus gewesen sei. Für die vielen Kinder war es jedoch bald zu klein, daher wurde es später vermietet. Im Krieg zerstörte eine Bombe das Haus vollkommen, angeblich die einzige Bombe, die in der Schopenhauerstraße fiel. Das Grundstück erwarb 1967 ein Sänger der Berliner Oper, er ließ ein neues Haus darauf errichten.

Noch in meinem Geburtsjahr zogen meine Eltern mit meinen Geschwistern Albert, Hilde, Fritz und mir – meine jüngeren Brüder Arnold und Ernst waren noch nicht geboren – auf den Obersalzberg bei Berchtesgaden. Mein Vater behielt aber immer einen Wohnsitz in Berlin, er hatte in

Schwanenwerder ein Haus gemietet, wohin meine Mutter oft fuhr und wohin sie manchmal auch die älteren Kinder mitnahm. Mehrfach »ausgebombt«, wechselte er noch einige Male seine Berliner Wohnungen.

Am Obersalzberg baute mein Vater 1937/38 in einiger Entfernung von Hitlers Berghof ein altes Bauernhaus innen um. Es handelte sich um das ehemalige Privathaus des Kunstmalers Georg Waltenberger. Es stand ganz frei und lag außerhalb des inneren Sperrkreises, aber noch innerhalb des weitläufigen sogenannten »Führersperrgebietes«.

In diesem Haus haben wir von 1938 bis 1945 gewohnt, ich bin auf dem Obersalzberg aufgewachsen. »Obersalzberg«, so hieß für uns einfach unser Haus. Und wenn man zu Hitler hinaufging, war das der »Berghof«.

Zum Eingang unseres Hauses führte eine steile Steintreppe, dann kamen rechts das Wohnzimmer und das vornehme Eßzimmer, links das gewöhnliche Eßzimmer für jeden Tag. Im guten Eßzimmer stand schönes gelbes, mit Blumen verziertes Geschirr. Jedes Kind hatte sein eigenes Wasserglas mit eingeschliffenen Rehen und Hirschen, dazu gehörte ein verzierter Glaskrug. Im gewöhnlichen Eßzimmer spielte sich ein Großteil des Lebens von uns Kindern ab, hier aßen und spielten wir, wenn schlechtes Wetter war und wir uns nicht wie üblich im Freien aufhielten. Wir hatten einen wunderbaren Spielzeugkaufaden dort stehen, mit dem ich viele Stunden verbrachte.

Im oberen Stock befanden sich die Schlafzimmer. Für meine Mutter hatte mein Vater ein Schlafzimmer mit Holzvertäfelung und Möbeln nach eigenen Entwürfen eingerichtet.

Das Wohnzimmer ist in meiner Erinnerung ein dunkel getäfelter Raum mit Kassettendecke, mit einem großen Sofa und Sesseln vor dem Kamin. Wenn Besuch kam, wurden wir schön angezogen und mußten ins Wohnzimmer gehen



Das Haus in Berlin-Schlachtensee, gebaut von Albert Speer 1935

und brav die Hand geben. Ich konnte das nicht leiden und zeigte meine schlechte Laune auch deutlich. Daher bekam ich den Spitznamen »Muffi-Duff«, weil ich keine Lust hatte, jedem Fremden mit einem freundlichen Lächeln zu begegnen. Wenn wir Geschwister unter uns waren, galt ich als lustiges, freches und fröhliches Kind, aber Gäste mochte ich nicht.

Vor dem Haus lagen steil abfallende Bergwiesen, im Frühjahr und Sommer voll bunter Blumen. Der einzige ebene Platz war eine Terrasse rechts vom Haus, auf der bei schönem Wetter gegessen wurde. Hier hielten wir uns oft auf, hier befand sich ein großer Sandkasten, etwas oberhalb standen die Kaninchenställe. Hinter dem Haus



Fritz, Hilde, Margret und Albert Speer, Obersalzberg, 1938

war eine in meiner kindlichen Erinnerung sehr hohe Mauer, davor ein Holzbrunnen mit fließendem Wasser. Im Sommer spielten wir mit dem Wasser, im Winter, wenn Schnee lag, sprangen wir von der Mauer und versanken tief im Schnee. Um die Ecke war eine hohe Schaukel, auf der wir wetteiferten, wer höher schaukeln konnte; ich immer vorneweg.

Um unser Haus herum gab es keinen Zaun. Ein steiler Kiesweg, der uns im Winter als Rodelbahn diente, führte zum Atelierhaus meines Vaters hinunter; es war 1937 nach seinen Plänen gebaut worden. Mein Vater hatte zwei Ateliers, eines in Berlin und eines auf dem Obersalzberg.

Ich liebte das Rodeln auf den steilen Wiesen. Einmal fiel ich dabei mit meinem Schlitten in eine Baugrube hinter dem Atelier und brach mir den Arm.



Margret, Albert, Fritz und Hilde Speer, Obersalzberg 1939

In meiner Erinnerung, die allerdings nach meinem heutigen Eindruck stark von der historischen Ortssituation abweicht, führte hinter dem Haus ein Kiesweg steil den Berg hoch. Am Waldrand kam das Gitter mit einem Tor, und dahinter begann das Berghof-Gelände von Hitler. Gleich im Tal, in Berchtesgaden noch, befand sich die erste, äußere Absperrung – wir lebten auf mehrfach abgesperrtem und gesichertem Gelände.

Jedes Jahr zu Hitlers Geburtstag wurden wir Kinder schön angezogen und dann mitgenommen »zum Berghof hoch«, wie es immer hieß, an den Wachtposten vorbei, um unsere Blumensträuße abzuliefern. Jedes Kind mußte Hitler einen Blumenstrauß überreichen.

Meine Schwester und ich hatten viele schöne Kleider, die uns häufig von Mimina Breker, der Frau des mit meinen



Hitlers Geburtstag auf dem Berghof, 20. April 1943. Margret Speer in der ersten Reihe, dritte von rechts

Eltern befreundeten Bildhauers Arno Breker, aus Paris mitgebracht wurden. Mimina war eine kleine, dicke Griechin mit südländischem Akzent, die mich sehr faszinierte. Sie war ganz anders als Eva Braun und die anderen Frauen, die sich sonst auf dem Berghof aufhielten, etwa Anni Brandt, die Frau von Hitlers langjährigem Begleitarzt Prof. Dr. Karl Brandt. Die Frauen kamen nicht nur zu offiziellen Anlässen auf den Berghof, sondern sie trafen sich auch öfter nachmittags zum Kaffeekränzchen, und manchmal nahm meine Mutter uns Kinder mit.

Auf dem Berghof begegneten wir den Kindern von Martin Bormann, als Reichsleiter und späterer Sekretär des »Führers« einer von Hitlers engsten Mitarbeitern. Die Ältesten waren um einiges älter als ich und paßten vom Alter her zu meinen Geschwistern Albert und Hilde. Wir sahen sie und



Margarete Speer mit Margret, Albert und Hilde 1941 auf dem Berghof

Auf dem Berghof, 1941: von links Eva Braun, Hilde Speer, Margarete Speer, Sepp Dietrich, Margret, Albert und Fritz Speer



die Tochter von Hitlers Reichsmarschall Hermann Göring jedoch nur zu den offiziellen Anlässen auf dem Berghof. Sonst blieben wir Speer-Geschwister unter uns. An die Kinder des Reichspropagandaministers Joseph Goebbels kann ich mich überhaupt nicht erinnern, obwohl sie zu den offiziellen Anlässen auch mit uns auf dem Berghof gewesen sein müssen.

Im Gegensatz zu der mit Kies bestreuten Terrasse unseres Hauses war die Terrasse auf dem Berghof riesengroß und mit Steinplatten belegt. Hier konnten wir uns viel besser austoben, rennen, tanzen und mit den anderen Kindern Fangen oder Ringelspiele spielen.

Über Hitlers Verhältnis zu Kindern schreibt mein Vater in seinen »Erinnerungen«:

[...] Immerhin gab er sich Mühe, wenn er mit Kindern, fremden oder ihm bekannten, zusammenkam: er versuchte sogar, ohne daß es ihm je überzeugend gelang, sich auf väterlich-freundliche Weise mit ihnen zu beschäftigen. Nie fand er die richtige, vorbehaltlose Art, mit ihnen zu verkehren; nach einigen huldreichen Worten wandte er sich bald anderem zu. Er beurteilte Kinder als Nachwuchs, als Repräsentanten der nächsten Generation und konnte sich daher eher an ihrem Aussehen (blond, blauäugig), ihrem Wuchs (kräftig, gesund) oder ihrer Intelligenz (frisch, zupackend) freuen, als an dem kindlichen Wesen. Auf meine eigenen Kinder blieb seine Persönlichkeit ohne Wirkung. (»Erinnerungen«, Seite 107)

Ich selbst erinnere mich an Hitler überhaupt nicht. Seinem Idealbild entsprach ich sicher nicht: Ich war eher pummelig, hatte braune Augen, dunkle struppige Haare und schielte ein wenig, im Gegensatz zu meiner älteren Schwester, die blonde Haare hatte und viel mehr vorgezeigt wurde als ich. Mich ließ man in Ruhe, was mir durchaus recht war.